

Gertrud (Trude) Simon:

geb. 31. Oktober 1892 in Meißen als Tochter von Richard und Minna Simon geb. Schmiedel

Reisebeschreibung einer Durchquerung des nordamerikanischen Kontinents von Los Angeles nach New York im Auto mit Hans Krumbiegel und Wilhelm Oeljeschläger vom 2. April bis 3. Mai 1928¹

Müde der Unmöglichkeit, in Californien lohnende Arbeit zu finden, beschlossen Mitte März des Jahres 1928 mein Vetter Hans Krumbiegel und sein Freund Wilhelm Oeljeschläger, ein Auto zu kaufen und quer durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem alten Santa Fé Trail folgend, nach dem Osten zu fahren.

Gedacht, gesagt, getan. Binnen drei Tagen ward eine Fordlimousine, im Volksmund allgemein "Lissy" genannt, gekauft, in Stand gesetzt - die Jungens lernten in zehn Tagen fahren - ich wurde aufgefordert, als "Köksch" mitzugehen. Am 2. April fuhren wir vom Heim der Tante *Auguste Aberle, geborene Simon* in Pasadena ab, vorbei an blühenden und zu gleicher Zeit fruchtebeladenen Orangenhainen, an Gärten und Feldern. Drüben im Westen grüßten die Sierra Mountains. Mount Wilson (1742 Meter hoch), vor vier Wochen in ermüdendem Kletterwege erstiegen, hatte noch die Nebelkappe auf. Vorbeiging's an Sierra Madre, gelagert am Fuße des malerischen Canons, ade, ade!



Gertrud Simon mit Bruder Hellmuth und Vater Richard im rechten Fenster, links Pastor Max Schmiedel und Ehefrau Henriette geborene Trübenbach mit dem Sohn Erich in deren Wohnung im Annenpfarrhaus Dresden, ca. 1916

¹ Schreibmaschine-Original erhalten von Frau Lieselott Simon, Erlangen, November 1996. Abgeschrieben unter Word 7.0 im Dezember 1996. Zusätze in kursiver Schrift. K. Schmiedel.

Rastlos eilt unsere Lissy - da, in *Monrovia*, der erste Stop; Lissy muss erst ihre Kinderkrankheiten überwinden. Weiter geht's durch Eukalyptus-, Pfefferbaum- und Palmenalleen - wieder Orangenhaine - hier, wo nächtens der rauhe Bergwind pfeift, hat jeder Apfelsinenbaum seinen Ofen zum Schutz gegen die Kälte. Auch im Sonnenland Californien kann es ein bis zwei Grad Frost geben, wenn auch nur stundenweise, doch dann ist die Mühe eines ganzen Jahres dahin. Bald aber werden die Öfen den Irrigationsrohren weichen müssen; die Regenzeit ist nahezu vorüber, und dann lechzt der ganze Süden unter der ausdörenden Sonne nach Wasser. -

Weiter eilt Lissy *San Bernardino* zu, schon leuchtet im Schneeglänze der *Mount Antonio* oder, wie ihn die Indianer nannten: "der alte Baldy". *San Bernardino*, der Ausgangspunkt vom fruchte- und blumenreichen Küstenstreifen wird durchheilt, hinauf geht's auf gewundenem Pfad durch den *Cajapass*, zum *Cajansummit*. Ade, ade, Ihr da drunten im Grün. Vor uns liegt im bleiernem Grau die *Mohave Wüste*. Nichts als Steine, Sand und grau-grüne Distelbüsche. Da wir aber mitten im Frühjahr, der Regenzeit, sind, strecken Tausende von Blüten ihre Köpfe, blau, weiß und vor allem in leuchtendem Gelb. Vetter Hans, der die Sahara gesehen, sagt zwar: "das ist keine Wüste" - aber in den nächsten Tagen ändert er seine Meinung vollständig. Freilich von der dörrenden Glut, die Vierfüntel des Jahres hier herrscht, spüren wir nichts - ein scheußlich kalter Wind dringt durch unsere Kleider, und wir kuscheln uns in unsere Decken; eine Beschäftigung, in der wir bald, dem Himmel sei es geklagt, eine Meisterschaft erlernten; denn der Winter verließ uns nicht bis *Pennsylvanien im Nordosten der USA*².

Nächster Aufenthalt ist in *Victorville*, 2716 ft. hoch direkt in der Wüste gelegen. Welche Eintönigkeit, weder Baum noch Strauch; grüne Flächen sucht das Auge vergebens. Wellblech- und Lehmhütten verstreut über das Plateau, Öde und Leere, wohin wir auch blicken, dazu der scheußlich kalte Wind! Let's go! Das ist die heiße Wüste! Wir müssen sehr vorsichtig fahren, da die Räder tief im Sande gehen. Hinter *Victorville* passieren wir verstreute Gruppen des für die Wüste typischen *Joshua tree*, zur Kakteenfamilie gehörend. Mit seinen in merkwürdigen Verrenkungen erscheinenden Ästen ist er so recht das Sinnbild der Einsamkeit und des Verfalls. Trauerstimmung erfasst uns, scheint es uns doch, als ob wir einen verlassenen Friedhof kreuzten.

Abends sechs Uhr ist unser erstes Ziel: *Barstow*, 2106 ft. hoch gelegen, erreicht. Wieder Kälte und Wind. Wir suchen Nachtquartier, *Camp* genannt, das sind ein- oder zweiräumige sowie mit Küche versehene Holzhütten, immer an den *Highways* (das gleiche wie unsere Automobilstraßen) gelegen und typisch für den Automobilsport in U.S.A. Endlich gelingt es uns noch, ein Quartier auf luftiger Bergeshöhe zu erlangen. Leider gibt's hier in der holzlosen Gegend nur *Kerosin-Ölöfen*, die lieblich stinken und wenig wärmen; aber nach 30 Minuten kochen die Kartoffeln, ein Schälchen "Heeßer" wärmt uns auf und gegen 8.30 p.m. gehen allemann und eenfrau gemütlich schlafen.

Dienstag, den 3. April heißt's früh auf, schnelles Frühstück: Speck, Eier und Kaffee; frischgestärkt sitzen wir aufs Neue in der dahinfuchenden Lissy. Aber schon in *Daggett* nach nur neun Minuten Fahrt streikt der Generator - während der Ausbesserung wird eingekauft. Viel ist freilich nicht hier zu sehen. Dreißig Minuten später jedoch saust Lissy wie ein wildes Füllen durch das Wüstenland, sodass wir schon 2.30 am Nachmittag unsere 170 Meilen hinter uns haben und an unserem heutigen Ziel *Needles* sind. Zu unserer Linken wälzt in schlammiger Breite der *Colorado River* seine Lehmfluten, an beiden Ufern in Grün gebettet.

Needles, ursprünglich ein Warenaustauschplatz zwischen Rothaut und weißem Mann, ist heute als Wasserstation der *Santa Fé Railroad*, die parallel mit dem alten *Santa Fé Trail*, dem wir folgen, läuft, von ziemlicher Bedeutung und zeigt natürlich das typische amerikanische Städtebild: *Mainstreet* und *Broadway* mit *Drugstores*, das ist ein Apotheke, in der man aber außer Medizin so ziem-

² *Wagenheizung hatte das T-Modell damals nicht, auch nicht als Sonderausstattung.*

lich alles haben kann: von Eiskrem und belegten Broten über Pralinés, Hand-, Wasch- und Taschentüchern bis zu Schreibmaterialien. Das beste Geschäft wird aber in „bootleg“ gemacht, das ist der Geheilvertrieb von Spirituosen. Den „drugstores“ folgen Kinos, Kirchen, Kleiderläden und die City Hall, das Rathaus mit der unvermeidlichen, angeblich erbeuteten Kanone zur Erinnerung an den Weltkrieg davor. Rechts und links von Mainstreet gliedern sich quadratisch einige Häuser an, so kann man Tausende amerikanischer Städte zählen, überall das gleiche Bild. Übrigens welch ein Wetterwechsel zwischen meiner ersten Durchfahrt auf der Reise in the golden state Californien und heute! Wie eine Glut, die uns direkt zu lebenden Leichnamen ausdörrte, nach Wasser lechzte alles, heute sind wir froh, am Ziel zu sein: einen vollen Tag Fahrt durch Wüstland, nichts als Marmor, Lava, Tuffstein und Sand, reizlos, endlos! Und eine Kälte! Hans ist ermüdet, sagt: Wüste und doch keine echte - wir haben aber schönen Abendhimmel, blutrot leuchtet die Sonne durch die Wolken. Später setzt ein leichter Regen ein; wir sind jedoch in gutem Quartier geborgen, warm und behaglich; neben uns wohnen drei kinderreiche Farmerfamilien aus Iowa, die in Californien ihr Glück zu finden hoffen. Es gibt Sauerkraut und Schweinefleisch, gerade wie bei Müttern. Hans bezieht Feuerwache und alles schläft prima.



Ford T-Modell um 1928. Bildquelle: Ford

Am 4. April frühes Wecken. Heute heißt's: Adieu California. Wir überschreiten bei Topock den Colorado River, die natürliche Grenze zwischen dem Goldenen Staate und Arizona. Hinter Topock ist Zollvisitation; jede Orange muss entweder verzollt oder abgeliefert werden. Hansens weiße Stewardmütze von der Malolo wirkt aber Wunder: Der Offizier salutiert und lässt uns ungeschoren fahren.

Diese Mütze hat uns manches Lachen verschafft, immer wirkte sie elektrisierend auf die Eingeborenen, freilich nicht zu Mr. Oeljeschlägers und meinen Gunsten; denn unser ganzes Auto sah mit Hans als Respektsperson einer beschlagnahmten Spiritus- oder Schmugglerfuhre verzweifelt ähnlich. - Ohne jede Belästigung geht's nach Arizona hinein. Leider die Fortsetzung von gestern, nichts als Wüste und eine Kälte (in einem der heißesten Winkel Amerikas!). Hans und ich frieren, nur Mr. Oeljeschläger trotz und experimentiert in Leinenbekleidung. Bergauf führt der Weg durch alte Goldminenfelder. Hier und da zeugt noch eine halbverfallene Wellblechhütte von den Pionierarbeiten früherer Geschlechter. Auch jetzt noch wird an einzelnen Stellen tüchtig gefördert. Ein hartes Dasein, das diese Goldsucher führen, allein, nichts als Öde um sie herum, ein Menschenleben voller Gefahren, nur Einsamkeitssucher vermögen dieses Dasein zu ertragen. Ist es da ein Wunder, wenn an Feiertagen die Goldminenstädte widerhallen von Lärm

und Händelsuchen, von Tanzmusik und Singsang, von Streit und Pistolenschüssen? Ein Rausch erfasst dann alle, denn Geld und Gold haben sie ja. Oatman, Kingman, kleine Städte auf luftiger Bergeshöhe werden passiert. Wieder Wellblechhütten und Steinhäuser; Holz ist hier rarer als Gold, vergebens spähen wir nach etwas Grünem. Papierblumen ersetzen die Natur. Hinter Oatman beginnt die Goldroad. Der Weg führt in sehr schmalen, steilen Kurven jäh bergauf, zu beiden Seiten schroff abfallend - ein Versagen der Steuerung, zu Ende wäre all unser Reisetraum. Oben am Summit halten wir Umschau über die Grate. S'ist ein alter Indianertrail - wie oft mag hier ein Stamm nach dem anderen hinabgewandert sein, neue Jagdgründe suchend und später dem Eindringling, dem weißen Mann den Weg verwehrend, um dann doch den Feuerwaffen und noch mehr dem giftigen Feuerwasser zu erliegen. Kinder der Natur, die die Zivilisation mit Hilfe der Kirche vernichtete. -

Weiter geht's in 3400 ft. Höhe nach Hackberry und Seligman. Hier wollen wir zur Nacht bleiben - aber huh, wie piff der Wind so kalt - wir sind gezwungen, unsere Füße weiter zu setzen. Langsam geht der Vollmond auf, und das in Californiens Sonne des Schnees entwöhnte Auge findet ein Wintermärchen vor. Tannenwald im Schnee, 's ist als seien wir wintertags im heimischen Erzgebirge - unser Entzücken wird nur durch die entsetzliche Kälte gedämpft. Auch wird der Weg immer grundloser, Lissy schlittert manch' liebes Mal. - Wäre Freund Oeljeschläger nicht ein so sicherer Fahrer, wer weiß, was uns noch blühte. Endlich Lichter! Ashfork! Die Schwingen unserer erfrorenen Seelen lösen sich, wir jubeln und singen, dass bald ein warmer Ofen winkt, da - oh weh: Sämtliche Camps und Hotels sind überfüllt; der Schneefall hat alles zurückgehalten - also heißt die Lösung: weiter! Auf gefährlicher, verschneiter Straße in luftiger Höhe geht's Williams zu, 6700 ft. hoch gelegen, dem Ausgangspunkt für eins der größten Wunder der Welt: den Grand Canon. Doch zuvor mitten im Walde glänzen Lichter auf, 's ist ½12 Uhr nachts: Gas Station und Camps. Gott sei Dank, wir können bleiben, todmüde und hungrig, wie wir sind, hätten wir den Besitzer umarmen mögen! Es ist ein gutes Quartier, bequem und wohnlich. Hans bettet sich zu ebner Erde an den Ofen und unterhält das Feuer, trotzdem frieren wir früh wie die Dachse.

Donnerstag, den 5. April: Lissy ist eingefroren, wir sitzen fest trotz Sonnenscheins und wärmerer Luft. Die Jungens versuchen Lissy aufzuwärmen; großer Zeitverlust, da sie in die Garage muss. Endlich 2 Uhr Start in Williams. Sehr schlechter Weg durch den aufgetauten Schnee. Wir schlittern mit der Car³. Hans, der Vorsichtige, hat schon immer die Türe offen, um gegebenen Falls gleich hinauszuspringen. Der Weg führt über ein Hochplateau, in das kleine Seen eingebettet sind. Hier und da Weidevieh zu den vereinzelt Ranches gehörig; auch viele gophers und prairiedogs, auf deutsch Steppenhunde, da sie wie diese bellen, aber unserem Marmelotier ähnlich, sitzen in unmittelbarer Nähe des Weges. Possierlich ist's zu sehen, wenn sie "Männchen" machen. Auch mancher totgefahrene Hase hat dem Automobil seinen Tribut zollen müssen. Endlich geht die Fahrt durch wunderschönen Kiefernwald, aber auf gefährlicher Bahn, schmale Kurven; Zollstation - wir entrichten unseren Obulus und dürfen auf schöner Asphaltstraße die letzten zehn Meilen zum Grand Canon dahineilen. ½ 7 Uhr wird's Camp bezogen, es ist eine sehr gute Bude, schöne Betten und warme Zimmer. Kaffee, Milchreis mit Pflaumen frischen die Lebensgeister wieder auf, ½10 Uhr heißt's: Ade zur guten Nacht, und unterm Rauschen der uralten Bäume, die schon manchen Indianersommer gesehen, schlummern wir hinüber in Gott Morpheus' Reich.

Nach gutem, handfestem Morgenimbiss findet uns Freitag, der 6. April, auf dem Wege in die Tiefe des Grand Canons. Wenige Minuten vom El Tovar Hotel entfernt, haben wir einen imposanten Rundblick in die Tiefe. Unbeschreiblich schön! Rot, grün und gelb leuchtet das Gestein, zerfurcht, zerklüftet von den Wassern, die Jahrtausende genagt. In endlosen Kehren steigen wir den Bright Angel Trail hinab in die Tiefe durch die Indian Gardens, zur Ehre des großen Geistes von den Indianern angelegt, die den Humus dazu in tage- und wochenlangen Fahrten herbeitrugen. Waren hier doch viele Tempel errichtet, auch die primitive Seele der Eingeborenen vermochte sich nicht der gewaltigen Schönheit dieses Naturwunders zu verschließen. Noch liegt Schnee, aber nach 60 Minuten talab Wandern

³ Tatsächlich galt das Auto als Femininum: „Fill her up!“ Vergleiche „die Karre“ im Deutschen.

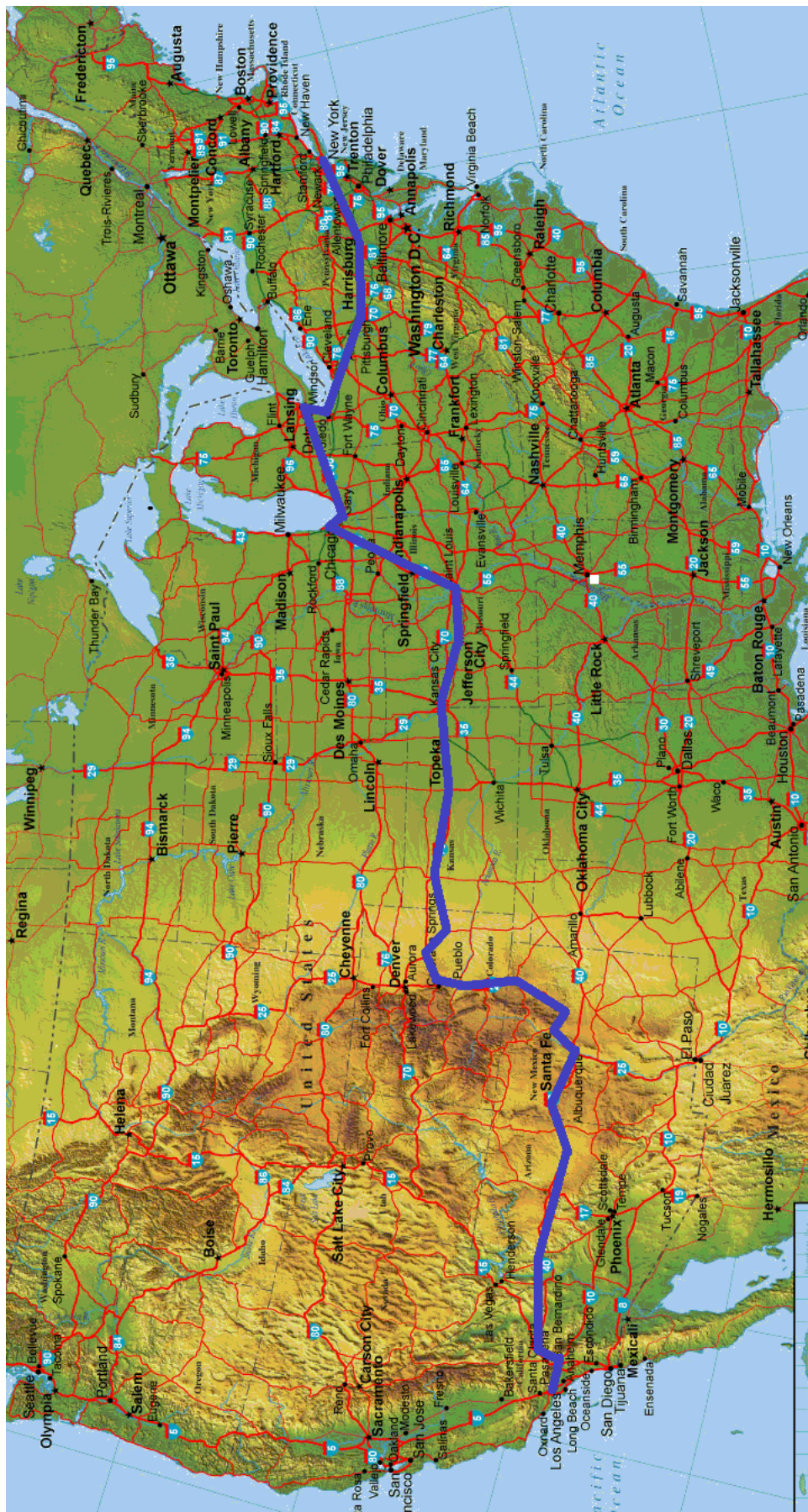
kommen wir in den Bereich der Sonnenwärme, gar bald umlodert uns im engen Kessel eine Glut, die zermürbend wirkt. Eine Mauleselkarawane nach der anderen wird überholt. Kopfschüttelnd und zweifelnd schauen Mr. und Mrs. auf uns, die wir auf Schusters Rappen zum Colorado River gelangen wollen und nicht nur das, sondern auch wieder in die Höhe müssen. Außer zwei deutschen Herren sind wir die Einzigen, die dies Wagnis unternehmen und besonders ich als Dame bin Sensation. Nach 3½-stündigem, pausenlosem, gutem Abstieg sind wir im dritten Kessel, 4.000 ft. tief. Steil steigen die Bergwände an, unten wälzt der Colorado River seine Lehmfluten, und wir sind überwältigt, bewundernd eine Macht, die aufbaute und wieder zerstörte, ein Naturdenkmal schaffend, dessen Gegenstück das Elbsandsteingebirge ist, nur dass im Grand Canon die Natur in noch gewaltigeren Lettern schrieb. Wir suchen uns am sprudelnden Silberbach, der sich in anmutigem Fall zum zweiten Kessel stürzte, ein schattiges Plätzchen zum wohlverdienten Imbiss und lassen die Eselkarawanen an uns vorüberziehen. Wieder Kopfschütteln, wir aber steigen frischgestärkt und wohlgemut bergauf. Oh, die vielen, vielen Kehren. Alles seufzt: "Oh, meine Röhren". Jäh geht's bergauf in dörrender Glut. Blühende Pflanzen in tiefem Rot und Purpur von ungeahnter, nie gesehener Schöne leuchten am Wege; vermöchte mir doch jemand die Namen zu deuten! Aber, aber oh weh, der Pfad nimmt kein Ende, nach fünfstündigem hartem Steigen mache ich schlapp! Das erste Mal in den Bergen! Mein Vetter steigt voran und Freund Oeljeschläger schleppt mich die letzten 200 m, da mein Herz einfach nicht mehr mitmacht. Gott sei Dank sind die Mulikarawanen außer Sicht. Oben am Plateau in der kühlen Luft bin ich wieder wohlauf; nur sind wir sehr müde. Um 8 Uhr liegt schon alles auf dem Ohr und schläft den Schlaf der Gerechten.

Am 7. April sind wir ½8 Uhr reisefertig, leider haben wir anfangs versperrte Straßen, die uns aber nochmals einen Blick in die Tiefe ermöglichen. Ade Grand Canon. Lissy kommt auf pfadloser Straße schwer vorwärts, nimmt die Untiefen aber leichter als ein Studebaker Wagen, der uns überholt, dann aber elend stecken bleibt. In Maine nehmen wir Oel ein und weiter trägt uns unsere alte Dame nach Flagstaff, 6894 Fuß hoch gelegen. Wie üblich faucht ein kalter Wind über das Plateau, der unsere Ohren glühen lässt. Hans ist ganz erfroren und unglücklich. Willi Oeljeschläger und ich singen uns warm und jubelnd ziehen wir sechs Uhr abends in Holbrook ein. Finden hier ausgezeichnetes Camp. Hans bekommt sein Lieblingsessen, Schweinskotelett, was ihn einigermaßen mit der kalten Welt aussöhnt.

Ostersonntag, den 8. April - und keiner weiß davon! Wir modernen Zigeuner verlieren jeden Zusammenhang mit der Welt. Heute trommelt uns unser Chauffeur schon um vier Uhr aus den Federn. Schnell werden Bratkartoffeln, Speck und Eier, sogenanntes Jäger-Frühstück zubereitet; eine Tasse Mokka macht uns endgültig munter. Drei Stunden später flitzt unsere Lissy über die neumexikanische Grenze. Hier kommen wir zum Schauplatz der heißen Kämpfe zwischen Indianern und den zeitigen Siedlern, von denen uns Cooper und vor allen Dingen für die deutsche Jugend Karl May berichteten. Hier krachten die Flintenschüsse zwischen Cowboys und Banditen, hier fanden die Schlachten um die Wasserplätze zwischen den Besitzern der Rinder und denen der Schafherden statt, deren Überlieferung wir noch in vollster Glorie im Kino bewundern dürfen. Rechts und links braunrotes, rissiges Hügelland, beinahe vierkantige Steinplateaus ragen empor, manche noch unerstiegen - viele sind streng historischer Boden, fand man doch hier die Bauten der cliff dwellers, die, wie schon der Name sagt, ihre Wohnungen mitten im Gestein errichteten. Das uralteste, sagenhafte Volk in U.S.A., das vermutlich durch die eindringenden Rothäute vernichtet wurde und in deren Ruinen die Gelehrten eine ziemlich hoch entwickelte Kultur festgestellt haben. Weiter treffen wir in Neumexico die größten Indianerreservationen USA's. Navajo und Hopi sind die Stämme, denen der gütige, weiße Mann diese ärmste aller Gegenden als Wohnsitz überließ. Armes Volk der Schatten! Noch gehen einige ungebeugt, und man sieht ihnen die edle Abkunft an. Die meisten sind ein elendes, dürftiges Völkchen, das, halbgebildet, seine Waren am Wege feilhält: Töpfereien und handgewebte Teppiche. Kärzlich in Lumpen gehüllt, ein aussterbendes Geschlecht. Ihre Hütten sind aus rohen, an der Sonne gedörrten Lehmziegeln errichtet, viereckig im Umriss, Höhe ungefähr 3 m, ohne Fenster, die meisten ohne Tür. Ein Loch im stets flachen Dach, das zugleich als Esse dient, führt ins Innere. Neben diesen Lehmhütten, die mich in Größe und Anlage lebhaft an die Käfige erinnern, in denen die Harzer Kanaris in alle Welt versandt werden, befindet sich ein ungefähr

einen Meter hoher, kreisrunder Bau, einem Maulwurfshaufen ähnlich, der Ofen zum Brotbacken. Hopi ist berühmt durch die alljährlichen, religiösen Feste, deren Krönung Tänze sind; besonders der Schlangentanz, stets von Männern ausgeführt, wird viel bewundert. Wenn auch das Christentum hier längst Eingang gefunden hat, leben doch die Stämme immer noch der Tradition getreu, wozu freilich auch der erweckte Geschäftsgeist viel beiträgt. - Trotz allem Sehenswerten fühlen wir uns allesamt ein bißchen elend; die Kälte, die Kälte! Und Tante hat uns ein ganzes Pfund Goldcreme mitgegeben, damit die heiße Sonnenglut unsere Gesichter nicht allzu böse verbrennt! Auch sind hier die Wege sehr schlecht, nur Sand und Schotter, dazu liegt halbzerweichter Schnee überall. Wir verlassen bei *Allantown* trotz des eisigen Windes die Straße, um einen Blick in den *Petrified Forest*, das ist der berühmte versteinerte Wald, zu tun. Unnützlich zu sagen, welche Empfindungen die Unmasse Felsblöcke hervorrufen, an denen wir noch heute die verschiedenen Hölzer und Jahresringe der Bäume feststellen können. Hier sprechen Jahrtausende, nein Millionen eine gewaltige Sprache. Gigantische Riesen müssen es gewesen sein, und all die verschiedenen Hölzer schimmern jetzt wie Marmor in rot, grün und gelb. - *Gallup*, bemerkenswert als Ausgangspunkt für die verschiedenen Indianerreservierungen wird passiert, auch *Zuni*, eins der größten, indianischen Dörfer; weiter geht's auf schlechtem Wege ostwärts. Mit 25 Meilen Fahrgeschwindigkeit pro Stunde müssen wir schon in *New Laguna* Quartier suchen. *New Laguna*, ein armseliges, indianisches Dorf, 5800 ft. hoch gelegen, versagt selbst den bescheidensten Comfort; dazu die Kälte! Auch der malerischste Kriegsschutz der Häuptlinge kann uns nicht reizen; trotzdem wir wie erschlagen sind, können wir vor Kälte kaum schlafen.

Am 9. April sind alle Drei halb erfroren. Hans sorgt aber rührend für unsere erstarrten Glieder, während Freund Oeljeschläger sich um *Lissy's* Wohl kümmert. ½8 Uhr Abfahrt nach *Los Lunas* (aber ach, uns leuchtet keine Sonne, geschweige denn der Mond.) in *Los Lunas* verlassen wir unsere rein östliche Richtung und biegen nördlich ein, dem Laufe des *Rio Grande* folgend. *Rio Grande*, der große Fluß, wie ihn die Spanier nannten, wälzt seine gelben Fluten in großer, unübersehbarer Breite talab. Die Landschaft ist flach und reizlos und gegen Mittag erreichen wir *Albuquerque*, eine sehr schöne, größere Stadt mit rein mexikanischem Charakter. Schwarzverschleierte Mexikanerinnen und mit einer Art Würfelspiel beschäftigte lungernde Männer, Gestalten, denen man nicht gern im Dunkeln allein begegnen möchte, bevölkern die *Plaza*. *Albuquerque* ist einer der ältesten Plätze in der neumexikanischen Geschichte. Nachdem im 17. Jahrhundert beinahe 35000 Indianer durch die Jesuiten und Franziskaner bekehrt wurden, regierten bis 1822 die Spanier hier, so der ganzen Umgebung einen rein südlichen Einschlag gebend. - Hinter *Albuquerque* treffen wir ausgezeichnete Straßen an und für die 66 Meilen bis *Santa Fé*, der Hauptstadt Neumexikos, gebrauchen wir 1¼ Stunden, Rekordzeit für unsere *Lissy*. Kurz vor *Santa Fé* geht es ungefähr 2000 ft. in die Tiefe durch die *La Bajada Grade*. Windung über Windung macht unsere Straße - zuweilen scheint es, als seien alle Wege verschlossen, doch immer wieder führt der Weg um scharfe Kurven. Rückblickend imposanter Eindruck durch die eben verlassene, jäh im Quadrat aufsteigende Hochebene, hier *Mesa* genannt, mit ihren braunroten, nackten Felswänden. *Santa Fé* enttäuscht, wie fast alle Hauptstädte der Vereinigten Staaten. Es ist nicht so malerisch wie *Albuquerque*, dafür grüßt uns hier Frau Sonne. Beinahe drängt sich uns der Vergleich mit *St. Moritz* in der Schweiz auf, liegt es doch auch im völlig windgeschützten Kessel 7000 ft. hoch mitten im Nadelgehölz: Zedern, Pinien, Wacholder und gewaltige Kiefern geben der Landschaft eine besondere Note. - Als einer der größten Warenaustauschplätze in der indianischen Geschichte hat *Santa Fé* früher häufig Kämpfe zwischen Rothaut und Blassgesicht gesehen. Trotz Vetter Hans' Abraten fahren wir weiter in den Abend hinein bis *Las Vegas*, das wir todmüde erreichen. Haben heute ziemlich 300 Meilen (eine amerikanische Meile ist 1,6 Kilometer) zurückgelegt, Höchstleistung soweit, umso mehr zu beachten, als wir anfangs ganz miserable Straßen hatten.



Die Reiseroute durch den amerikanischen Kontinent

Der 10. April findet uns gleich hinter Las Vegas in halsbrecherischer Position: Schlickschnee vermischt mit Sand und Lehm haben die Straße beinahe unpassierbar gemacht. Der - entschuldigen Sie bitte - Schlamm geht bis übers Trittbrett und die Räder können keinen Halt finden. Vor, neben, hinter uns Autos über Autos. Wir kommen nur in den vorgefahrenen Rinnen vorwärts. Ungefähr zwanzig große Studebaker, Pierce Arrow usw. sitzen völlig fest, manche sind quer über die Straße gerutscht, zum Teil schief liegend mit 45 Grad Neigung und müssen mit Hilfe von Baggertrucks befreit werden. Unsere kleine Lissy nimmt alle Hindernisse ausgezeichnet; ein kleiner, leichter Wagen besteht solche Schwierigkeiten viel besser als die schwermotorigen. Die schlimmsten Stellen sind bei Shoemaker und Wagon Mound, kleine Dörfer, die sich uns jedoch fest einprägten.

Nachdem wir mehrere Male in Gefahr gewesen sind, gerammt zu werden, danken wir Gott, als wir gesund in Springer ankommen. Vier Stunden haben wir gebraucht, um 75 Meilen zu fahren! Trotzdem beglückwünschen wir uns zu der Rekordzeit. Wir wollen versuchen, Trinidad zu erreichen, leider haben wir dicht vorm Ziel um die Dämmerstunde den ersten „flat tire“, d.h. Reifenschaden. Natürlich ist es einer der beiden Neugekauften; die zwei alten Reifen, denen Fachleute wie Onkel Nat höchstens 500 Meilen Fahrt zutrauten, halten glänzend. Am Ratonpass haben wir noch eine ziemliche Steigung zu überwinden, oben am Summit verlassen wir neumexikanischen Boden und sind nun im Lande des Kartoffelkäfers, in Colorado.

Trinidad erreichen wir bei einbrechender Nacht; können aber bemerken, dass die Stadt schön angelegt mitten zwischen Bergen ist. Ein schönes, warmes Camp empfängt die müden Fahrer. Leider ist Hans erkältet, bekommt Tee und Umschläge; bald ist Ruhe und alles schläft prächtig.

Der 11. April beschert uns den üblichen Morgenimbiss; dann durcheilen wir ziemlich flaches, ödes Gelände; verstreut sehen wir einzelne Ranches mit großen Viehherden, das ist alles. Hans friert wie üblich, bringt uns aber durch seine abfälligen Bemerkungen "und das soll eine Vergnügungsreise sein!" in lustige Stimmung. In diesem Teil Amerikas hatten wir erwartet, wild auf ihren Rossen dahinrasende Cowboys zu sehen, so à la Tom Mix; aber diese speziellen Vertreter amerikanischen Ranchlebens scheinen aussterben. Stacheldraht ersetzt riding the line, d.h. das Grenzabreiten, damit die Herde nicht auf fremdes Gebiet hinüberwechselt, die Hauptaufgabe der Cowboys, und so können wir leider die Künste dieser verwegenen Burschen nur noch im Kino oder Zirkus bewundern. La Junta, Las Animas, zwei nichtssagende Städte werden passiert. In Las Animas nehmen wir Abschied von den Rocky Mountains. Und weiter geht's auf schnurgerader, ebener Straße am Arkansas River entlang nach Lamar. Der Arkansas River war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein vielumstrittener Kampfplatz zwischen Indianern und weißen Ansiedlern. Das ganze Land hieß zu dieser Zeit "nomans-land", d.h. Niemandes Land. Sieger blieb immer der Bestbewaffnete und Verschlagene, meist führten die Kämpfe zur Vernichtung auf beiden Seiten. 1868 fand nördlich von Lamar eine der größten Schlachten der indianischen Geschichte statt. Tausend Cheyenne Krieger unter ihrem Häuptling Roman Nose versuchten fünfzig weiße Grenzsoldaten niederzureiten. Letztere, schwerbewaffnet, hielten dem Ansturm unter Kommando von Major Sandy Forsythe stand. Nach viertägiger Belagerung verließen die Rothäute, nachdem ihr Häuptling und zweihundert ihrer Krieger gefallen waren, den Kampfplatz. Auf weißer Seite gab es sechs Tote und über zwanzig Verwundete, darunter Major Forsythe schwerverletzt. - Hinter Las Animas führt Hans die Car, na es geht ja auch so, und wir landen gegen vier Uhr in Lamar, wo wir beschließen für heute Rast zu machen. Haben große Wäsche, auch Lissy wird gründlich abgespritzt (der neumexikanische Lehm ist zäh!). Abends gibt es auf Wunsch Kartoffeln und Quark, ganz wie daheim, und ½10 Uhr liegt alles auf dem Ohr.

Am 12. April, 8 Uhr früh Aufbruch. Hinter Holly, einer kleinen Stadt, malerisch am Arkansas gelegen, verlassen wir Colorado und sind nun im Sonnenblumenstaat Kansas, der Kornkammer der Welt. Eine Ranch nach der anderen taucht auf, überall sehen wir große Viehherden aller Gattungen. Lake Mc. Kinney erstreckt sich weit ins Land hinein zu unserer Linken, sonst ist nicht viel Abwechslung hier zu

sehen. Im Geiste aber gehen wir zurück zu den zeitigen 1860er Jahren. Damals belebte noch der Buffalo zu Tausenden die Prärie; Comanchen, Kiowas, Cheyennes und Arapahoes verteidigten jeden Fußbreit ihres Landes. Die Weißen bauten die Schienenwege der Kansas Pacific Railroad und ganze Truppen Arbeiter und Ansiedler wurden von den Indianern getötet, während Kinder und Frauen in Gefangenschaft gerieten. Garden City, Cimara werden durchheilt, endlich sind wir in Dodge City. Letztere ist eine der Städte, die zur Blütezeit der Cowboys einen gar üblen Namen hatten. Niemand war seines Lebens sicher, wenn letztere von den Ranches auf ihren ungezähmten, ungesattelten Prontos kommend, in der Hand einen sixshooter, d.h. Revolver mit sechs Schüssen, blindlings um sich schießend und dabei gellend: "Ich bin ein Wolf, bei Gott, und habe sieben Wochen nicht geheult!" Heute ist Dodge City eine reizende Stadt mit schönen Gebäuden und Anlagen. Leider ist Hans wieder krank, diesmal sind es seine Augen. Freund Oeljeschläger kriecht durch Stacheldraht, um für Prießnitzumschläge Wasser aus dem Arkansas zu holen, wobei nahezu seine Unaussprechlichen flöten gehen (*die Hosen werden zerrissen*). Weiter führt unser Weg durch humusreiches Flachland. Gegen 7 Uhr abends landen wir in Kinley, 2400 ft. hoch gelegen. Finden ausgezeichnetes Quartier. Erbsensuppe und Fleischklößchen frischen die Lebensgeister wieder auf, doch kann niemand nachts vor Hitze schlafen.

Am 13. April früh Paroleausgabe: Reifen flicken. 12.15 Uhr sagen wir Kinley Lebewohl - doch ein Unstern waltet über uns, nach acht Meilen Fahrt wieder ein „flat tire“; ein großer Nagel hat sich in unser rechtes Vorderrad gebohrt. Das Ausbessern macht keine Freude, da ein heftiger Sturm herrscht. Hans muss in den sauren Apfel beißen und in Hutchinson, der nächsten Stadt, einen Reifen kaufen. Er will am liebsten in Hutchinson bleiben; aber wir fahren doch weiter, da es noch ziemlich früh am Tage ist. Inzwischen ist eine Art Dämmerung eingetreten. Der ganze Himmel sieht schwarzgrau aus - aber schwarzgrau von Staub. Auch hat sich der Sturm zum Orkan verstärkt, der unsere Car von einer Seite nach der anderen auf der Straße schleudert und eins unserer Fenster eindrückt. Dazu eine entsetzliche Kälte. Mund und Nase sind voller Sand. In dieser Katastrophe auf halbem Wege nach Newton erneuter Reifenschaden. Der neue Tire wird aufmontiert, mitten auf ungeschützter, orkanumheulter Landstraße. Der eisigkalte Wind lähmt uns. Zu allem Unglück versagt unsere Luftpumpe, und wir verlieren zwei Stunden im Sturm. Inzwischen ist es ganz finster geworden, da schimmert zur Rechten ein Licht. Hans bringt uns Rettung, eine intakte Luftpumpe von hilfsbereiten Farmersleuten geliehen. Wir sind halb erfroren und halb erstickt, dazu fühlt sich Hans, unser Patient, sehr elend. Alle schlottern vor Kälte! ½11 Uhr nachts endlich Newton. Oh, Newton, Du wirst immer mit feurigen Lettern in unserem Gedächtnis stehen! Kein Quartier zu sehen, endlich trommeln wir den Campbesitzer aus den Federn, und wir finden Unterkunft in einer Art Autogarge. Ein Trost: 's ist wenigstens ein Ofen da - aber ungenügende Feuerung. In der Not werden wir zu Dieben und stehlen vom nächsten Zaun einige Latten. Diesmal kampieren wir wie die Soldaten im Felde auf dem Boden in den Kleidern, jeder in seine Decke gehüllt. Ob wir gefroren haben? Na, man muss auch sowas einmal durchkosten!

Am 14. April sind wir alle erstarrt und klamm von der angenehmen Nachtruhe. Schon vor 6 Uhr verlassen wir das ungestaltliche Newton, glücklicherweise ist trockenes und sturmfreies Wetter, sodass wir gute Fahrstraße haben. Diese begeistert Hans derartig, dass er für die nächsten Stunden den Wagen lenkt. Der Weg führt durch ziemlich flaches Gelände, immer am Cottonwood River entlang. In Emporia, einer kleinen, aber verkehrsreichen Stadt verunglücken wir beinahe, da Hans einfach über das Stopzeichen hinausfährt, nur Freund Oeljeschlägers Geistesgegenwart verhindert eine Katastrophe. Hinter Emporia wird die Straße miserabel, auch die Landschaft hat wenig Reize; müde von der durchwachten Nacht friere ich, während der immerkranke Hans ganz aufgemuntert ist. Endlich winkt Ottawa, unser heutiges Ziel. Finden gute Rast. Bald verbreitet Irish stew verheißungsvolle Düfte und nach dem Essen fallen alle alsbald in Schlummer.

Ein wenig Mißstimmung herrscht am 15. April frühmorgens. Die Kälte vom 13. April bringt kleine Nachwehen: Kopfschmerz und Schnupfen. Dazu eine Art Heimwehstimmung, die das graue Einerlei der Ebene, die wir durchfahren, auch nicht gerade behebt. Edgerton wird passiert, dann müssen wir den

highway, der ausgebessert wird, verlassen und verlieren den rechten Kurs. Fahren statt nach Olathe, der nächsten Stadt, auf kleinen Dörfern herum, wobei in Lawrence und Endora Freund Oeljeschläger immer die Straße zum Friedhof erwischt. Friedhöfe sind eigenartig in Amerika. In den Großstädten gleichen sie weiten Parkanlagen mit Seen, die von Schwänen und Enten belebt werden und in denen man auf schönen Asphaltstraßen bequem mit dem Auto herumfährt. Auf dem Lande liegt der Gottesacker meist an der meistbesuchten Landstraße. Halbverfallene Lattenzäune bilden die Grenze. Hügel wie bei uns gibt es nicht. Blumenschmuck sieht man nur vereinzelt. Hier und da steht ein Kreuz, eine Säule, ein Obelisk mit dem Namen der Familie, alles nach Schema F, und überall steckt die amerikanische Flagge in der Erde. Am Decorationday, einem Feiertage, ursprünglich zur Erinnerung an die Toten der verschiedenen Feldzüge geplant, jetzt aber allgemein als eine Art Totensonntag gefeiert, schmückt man die Gräber mit diesen Flaggen, die uns an die Fähnchen erinnern, die bei uns die Kinder zum Spielen benutzen. Friedhöfe sind auch keine Andachtsstätten wie bei uns - für die Toten hat der Amerikaner nicht allzu viel übrig. -

Endlich winken in der Ferne die Türme von Kansas City, dem Herzen Amerikas, am Missouri River wunderschön gelegen. Als Verladeplatz für Billionen Tonnen Getreide hat Kansas City große Bedeutung, doch trotz des regen Handels und Wandels birgt es eine ruhige Note; die den Tausenden von Farmern zu danken ist, die in Kansas City ihre letzten Tage erleben. Schöne Parkanlagen, breite Alleen geben der Stadt einen besonderen Reiz. Uns aber verlangt es nach weiteren Taten, vorwärts, vorwärts ist unser Schlachtruf, schon sind wir im Staat Missouri, und Jefferson City bewillkommnet die müden Gäste. Jefferson City ist eine schön zwischen Bergen gelegene Stadt mit großen Amtsgebäuden, besonders das Rathaus ragt hervor, eine Mischung von klassischer Architektur mit modernem Einschlag. Leider ist kein Camp zu finden. Hans geht auf die Quartiersuche und findet im Pacific-Hotel Zimmer. Qualität? Sprechen wir von was anderem.

Der 16. April bringt schön' Wetter. Warme Lüfte wehen, die Sonne scheint prächtig. Es geht in den Frühling hinein, überall tauchen grüne Fluren auf. Viel Vieh ist auf der Weide. Vor Fulton sehen wir endlich Cowboys bei der Arbeit. Sie haben einige tausend Stück Rindvieh zusammengepfercht, um sie auf die Bahn zu verladen und umkreisen nun hoch zu Ross die Herde - sobald ein Stück ausbricht, es sorgsam reitend wieder zurückdrängend; denn scheu dürfen die Tiere nicht werden. Wehe, wenn eine Stampede ausbricht! Sie rasen dann blindlings darauf los, alles niederstampfend, was in ihrem Weg steht, zuweilen sich selbst den Schädel am Baum oder Haus einrennend. - Unsere gute Laune ist zurückgekehrt, sodass wir um die Wette singen. Wisst Ihr es noch, liebe Reisegefährten: "Hänslein willst Du singen? Ich schenk Dir auch ein Ei. Nein, ich kann nicht singen und schenkst Du mir auch zwei. In unserem Hause gibt's das nicht - die kleinen Kinder singen nicht, usw." Was haben wir gelacht! - Wir sind in reichbesiedelter Gegend; Stadt reiht sich an Stadt, Dorf an Dorf und der Missouri begleitet uns bis St. Charles. Durch weite grüne Fluren, prangend im zeitigen Blütenschmuck. Endlich taucht St. Louis auf. Wieder die typische, amerikanische Stadtlage und doch - wir spüren ein wenig Unterschied. Das Deutschtum gibt St. Louis ein besonderes Gepräge. Große schöne Schulen und Regierungsgebäude sowie Kirchen fesseln das Auge, auch die Parkanlagen sind bemerkenswert, aber wir können nicht lange verweilen. Der Mississippi, der Vater der Ströme wird in unendlicher Breite vermittelt einer Hängebrücke überquert. Vorwärts geht es durch Illinois' grünende, weite Ebenen. Welcher Wandel der Zeiten: Nur hundert, ja fünfzig Jahre zurück war das ganze Land Prärie; unendliche Büffelherden stillten ihren Durst im Mississippi und die Osage, Sac, Fox, Shawnee und Delaware Indianer waren Herr und Meister hier. Schwärme von wildem Geflügel, besonders wilden Schwänen und Gänsen, sowie Geiern verdunkelten den Himmel und ungeheure Katzenfische usw. wurden im Mississippi von den Wilden mit Hilfe ihrer Speere erlegt. - Heute rasen wir auf schöner Asphaltstraße dahin, und der Zauber der Wildnis ist unwiederbringlich gewichen. Doch bald bricht die Nacht herein; es wird Zeit Quartier zu suchen. Edwardsville besitzt kein Camp, trotz unserer Müdigkeit jagt uns das eiserne Muss vorwärts. Vor Staunton, dem nächstgelegenen Flecken, treffen wir eine große Menschenmenge und viele Autos trotz der späten Stunde an. Wie wir hörten, war dort ein Eisenbahnzug verunglückt. Da die Reisenden im Dorfe untergebracht waren, konnten wir nur mit Mühe Unterkunft finden. Hatten in unserer Hütte keinen Ofen und kampierten wieder

einmal in den Kleidern. Wild West - Idyll. Hans spielt diesmal den Koch, benutzt den Ofen der Campbesitzerin - er hat eine seltene Gabe, sich bei älteren Damen beliebt zu machen - und brät drei tadellose Steaks, die über alles Lob erhaben waren.

Der 17. April sieht ein spätes Erwachen, da niemand vor Kälte einschlafen konnte. Zudem regnet es. Wir fühlen uns ein wenig flau, Aussicht haben wir auch keine, nichts als Flachland, selbst der fruchtbarste Ackerboden vermag nicht unser Interesse zu erregen. Springfield - Bloomington, kleine Städte, werden durchrast. Hans fühlt sich sehr elend; verstopft und verhängt Fenster und Türen; in eine Wagenecke geschmiegt, schließt er die Augen und will von der Welt nichts mehr wissen. Freund Oeljeschläger und mich aber muntert Frau Sonne, die endlich im Kampfe mit den Wolkenspinnweben gesiegt hat, auf; wir genießen unsere 45 Meilen Fahrt pro Stunde und jubeln wie gestern ins Land hinein. Es liegt etwas Berausches in diesem Dahinfliegen. Endlich erreichen wir Joliet, bekannt durch das große Zuchthaus, neben Sing-Sing bei New York das größte in den Vereinigten Staaten. Hier büßt die berüchtigte Verbrecherwelt Chicagos ihre Sünden ab, und selbst die alte Welt weiß davon durch die hier inhaftierten jugendlichen Lustmörder und Milliardärssöhne Løb und Nathan. Wir aber kehren den Schattenseiten der Welt den Rücken und finden ein wunderschönes Camp hier; sind endlich wieder Mensch unter Menschen und gehen mit dem Bewusstsein schlafen: Morgen hat die Aventure ein Ende! (was ein Irrtum war, nur wussten wir es damals noch nicht.)

Am 18. April sind wir schon früh auf den Beinen. Schöner warmer Sonnenschein lässt die Herzen höher schlagen. In zwei Stunden winkt Chicago, Ende unseres Reisetraumes. Hoffnungsfroh und traurig zugleich ist unsere Stimmung, weil nun das Zigeunertum, die Reiselust der Vergangenheit angehört. Überall tauchen Fabriken auf, dichte Rauchschwaden künden die Nähe der Großstadt. Im Vorort haben wir wieder einmal einen „flat tire“, - die verflixten Glasscherben! - wie üblich das linke Vorderrad. Ist das nun ein gutes oder böses Omen? - Wir fahren die wunderschöne Michigan Avenue am Lake Michigan entlang. Kalt weht der Wind, und im Lincoln Park entfalten Bäume und Sträucher zaghaft das erste Grün. Aber dieser Verkehr! Auch Los Angeles besitzt Millionen Automobile; doch solchen Verkehr haben wir noch nicht erlebt. Elegante, schwermotorige Wagen rasen an uns vorüber; aber unsere kleine, bescheidene Lissy prangt stolz im Zeichen ihres Triumphes, sogar das zerbrochene Fenster lacht förmlich. Hat unsere Car doch ziemlich 3000 Meilen ohne Unfall zurückgelegt, um so höher zu bewerten, da wir oft auf sehr ungünstigem Gelände fahren. Der schrecklichste der Schrecken: Die Wohnungssuche beginnt, und wir finden endlich ein „apartment“ im exklusiven Norden der Stadt: Zwei Zimmer mit Küche; USD 14,00 pro Woche; eigentlich ein bißchen zu hoch für unseren zusammengeschrumpften Kassenbestand. Doch hoffen wir bald Arbeit zu finden. Leider auch hier das gleiche Bild wie überall: Künstliche Niederhaltung des Arbeitsmarktes. Die Präsidentenwahl schickt ihre Schatten voraus. Nach acht Tagen immer noch das gleiche. In der Zwischenzeit haben wir uns fleißig in Chicago umgesehen.

Muss ich wirklich schreiben von dem Treiben und Hasten, von der Jagd nach dem Golde, von der Pracht der Auslagen? Glaube kaum, dass es nötig ist. Chicago ist in der ganzen Welt bekannt. Nur eines sei erwähnt: unser Besuch in den berühmten Schlachthäusern. Die Hochbahn entführt uns nach Südwesten. Ein riesiges Eisenbahnnetz spannt sich hier aus. Da sind Vieh- und Güterwagen, da sind die Refrigeratoren, d.h. mit Kühlvorrichtung versehene Wagen, um das geeiste oder geräucherte Fleisch aufzunehmen. Versorgen doch die Firmen wie Armour, Swift, Libby, um nur einige zu nennen, den gesamten Frischfleischbedarf Amerikas. Freilich Frischfleisch im deutschen Sinne, wo jeder Fleischer seine eigenen Tiere schlachtet, gibt es in Amerika nicht. Auch das Zerlegen des Fleisches ist unbekannt - hier wird einfach die Keule usw. im Querschnitt durchsägt. Dafür ist der Preis für Fleisch in USA im Verhältnis viel billiger als in Deutschland, wenn man in Betracht zieht, dass hier ein Dollar leichter zu verdienen ist als eine deutsche Mark. Der Preis schwankt für Rindfleisch zwischen 15 - 28 Cent das Pfund. Schinken kommt nie höher als 28 - 30 Cent im Einzelanschnitt; 20 - 25 Cent im Ganzverkauf. Die Preise sind in sämtlichen Staaten Amerikas annähernd die gleichen, da die Trustverbände die Preise festsetzen. Ganz unglaublich erscheint uns Deutschen die amerikanische Unsitte, übrig gebliebene Speise- oder Fleischreste

wegzuwerfen. Welche Unmengen Nahrungsmittel hier in die Müllkästen wandern, lässt sich gar nicht beschreiben, und oft muss ich denken: dieses verwöhnte Land hätte den Hunger, wie ihn Deutschland vier Jahre lang ertragen hat, nicht drei Monate ausgehalten. Man schuf eine künstliche Zucker- und Mehlnot (nach dem Kriege mussten Tausende von Tonnen vernichtet werden, weil sie verdorben waren), rationierte nach deutschem Muster den Bedarf, um dem Volk zum Bewusstsein zu bringen, 's ist Krieg. Jeder erhielt pro Kopf pro Monat fünf Pfund Zucker, soviel ich hörte. Wie das arme Volk hat leiden müssen, 's ist unglaublich (mit fünf Pfund Zucker pro Monat)!

Doch ich bin ganz vom Thema abgekommen: Wir besuchen zunächst die bekannte Firma Swift. Ein Warteraum nimmt uns auf, dann führt uns der Elevator empor zur Schweineschlächtereier. Hunderte von Schweinen sind hier zusammengepfercht. Ein gar übler Dunst empfängt uns - für verwöhnte Nasen ist das nichts. Wir sehen die großen, dunkelbraunen Tiere (Amerika hat vorwiegend eine dunkelbraun bis schwarzgefärbte Schweinerasse) eins nach dem anderen einen schmalen Gang passieren. Am Ende steht ein Neger, der blitzgeschwind jedem Tier einen Ring mit Kette an das Hinterbein legt. Die Tiere werden vermitteltst dieser Kette an einer aufrecht stehenden rotierenden Scheibe hochgezogen - mörderisches Gequiek ist hier zu hören, - mit dem Kopf nach unten, sodass der Hals frei liegt. Der nächste Fleischer schneidet diesen blitzgeschwind durch, das Blut läuft in großen Rinnen ab. Die toten Tiere hängen am laufenden Drahtband, kommen in den Sud und sind in der nächsten Minute reinweiß gebrüht und völlig gesäubert im Zerlegram. Jeder der hier Beschäftigten, vorwiegend Neger, hat nur eine Arbeit zu verrichten, nur einen besonderen Schnitt zu tun, alles ist rein mechanisch. Das laufende Band wandert von einem zum anderen; es ist bewundernswert, mit welcher Schnelligkeit ein Tier zerlegt und die einzelnen Stücke gesondert werden. Wir vermögen nicht so rasch zu folgen. Endlich kommen wir zu den Räucher- und Kühlräumen. Riesige Hallen sind es, gefüllt mit für uns unübersehbaren Fleischmassen. Da hängen ganze, halbe, viertel Schweine, da hängen Schinken und Speckseiten, da hängen Rinder, ein halbes Rind wog über drei Zentner, Schafe und Kälber. Eines sei noch erwähnt: die überaus peinliche Sauberkeit, die hier herrscht, macht einen guten Eindruck. - Wir wandern weiter über Treppen, durch Hallen und Versandräume zu den Schlachthäusern für Schafe und Rinder. Letzteres ist für schwache Nerven nichts. Hier werden die Tiere einzeln einen Gang hinaufgetrieben, fahrbare Boxen nehmen sie auf, auch hier wird eine Kette um ein Hinterbein gelegt. Es ist, als ob die Tiere ahnten, was ihnen bevorsteht, so schauerlich tönt das Gebrüll. Wir stehen auf einer Balustrade. Unten sind Hunderte von Männern, durchgehend Juden, beschäftigt, Rinder zu enthäuten, zu zerteilen usw. Dazwischen kommen Neger, die Därme usw. auf Karren fortschaffend, andere haben Milz, Leber, Lunge auf besonderen Wagen - zwei Fleischbeschauer, auch Juden, prüfen alles und beanstanden manches Stück, das übrige wird sorgsam gewogen und notiert. Ein buntes Treiben. Uns macht der Führer auf einen mittelgroßen Mann in Lederschürze und mit langem Bart, ein blitzendes langes Messer an der Seite tragend, aufmerksam, den Oberfleischer, auch jüdischer Abstammung. Die Boxen öffnen sich an der uns zugekehrten Seite, und die Rinder gleiten auf schiefer Ebene hinab mit dem Kopf nach unten, während das eine Hinterbein hochgewunden wird. Grausame Marter. Wer ein Kind bei Bewußtsein sterben sah, kennt den traurig-hilflosen Blick der Todesangst - ich hatte hier den gleichen Eindruck bei einer wunderschönen, braunweißen Kuh. Diese angstvollen Augen, die so deutlich sagten: "Helft mir doch!" werde ich nie vergessen! Dazu das Angstgebrüll, beinahe wäre ich weggelaufen. Ohne erlösenden Hammerschlag schneidet der Schlächter den Tieren die Kehle durch, das hochaufspritzende Blut wird in Rinnen aufgefangen und fließt in unterirdische Wässer ab. Wer die Chicagoer Schlachthäuser gesehen hat, weiß, wie wahr der Spruch ist, dass das größte Raubtier der Mensch ist.

Anschließend besichtigen wir noch die Konservenfabrik von Libby, die alles selbst herstellt von der Blechdose bis zur Papieretikette. Libby besitzt plants, d.h. Niederlassungen, Konservenfabriken und Pflanzungen in allen Teilen Amerikas: In Honolulu für Ananas und Zuckerrohr, in Südkalifornien für Orangen und Wein, in Nordkalifornien für Pflaumen, Kirschen usw., im Mittelwesten für Gemüse, Oliven, im Osten für Fleisch und Gemüse, im Norden Alaskas für Fischkonserven usw. Interessant ist auch hier, mit welcher Schnelligkeit eine Konservenbüchse hergestellt, gefüllt - es waren Frankfurter Würstchen, hier allgemein „hot dogs“ genannt - übersetzt bedeutet das heiße Hunde, warum weiß niemand -

gekocht, etikettiert und zum Versand gebracht wurde.

Nachdem wir noch im vornehm ausgestatteten Reklameraum einen Gratisimbiss bekommen, um uns von der Güte der Ware zu überzeugen, starten wir heimwärts. Daheim erwartet Vetter Hans eine Überraschung - ein Freund hat aufgerufen: Hans sucht ihn auf, und als er am Abend heimkehrt, heißt seine Order: "Wir packen, morgen früh geht's weiter nach Detroit."

Am 26. April wird abermals in die Reisebuxen geschlüpft, und beim Morgengrauen starten wir nordwärts. Dichte Nebelschwaden lagern noch über dem See, donnernd bricht sich die Brandung am Nordwall. Die Wellen dieses größten der nordamerikanischen Süßwasserseen können es an Wucht und Stärke mit denen des Nordatlantik aufnehmen. Die Lake Michigan Avenue ist darum auch mit einer starken Cementmauer gegen den See geschützt, deren Stützpunkte wiederum die breitausgelegten Bollwerke bilden. Der See bleibt uns immer zur Linken, bald sind wir mitten zwischen Kohlenhalden und Fabrikessen, den Ausläufern der gewaltigen Stadt. Wir überschreiten dicht vor Gary die Grenze und kommen nach dem Staate Indiana, den wir nach einstündiger Fahrt verlassen. Wieder grüßt uns das Hoheitszeichen Michigan's. Hier beginnt eine der schönsten Automobilstraßen, die wir bisher gekreuzt. Mit sorglichst geglättetem Konkret und in schöner Breite führt uns ein schnurgerader Weg nach der Geburtsstadt unserer Lissy, dem durch die Fordwerke weltberühmten Detroit. Wir legten die 300 Meilen in acht Stunden zurück, eine beträchtliche Leistung für unseren Wagen, der nun schon zwanzigtausend Meilen gefahren ist.

An den Fordfabriken, Anlagen von gewaltigem Ausmaß, stoppen wir natürlich und lugen mit vielen Neugierigen durch die hell erleuchteten Fenster. Da gibt's kein Hasten, aber auch kein Rasten, unablässig gleitet das laufende Band. Wie im Chicagoer Schlachthause hat auch hier ein jeder nur einen bestimmten Handgriff zu verrichten; aber die Sekunden sind genau ausgeklügelt. Denken ist ausgeschlossen, der Arbeiter gleicht einer Maschine, unverdrossen, weiter, weiter! Dafür gibt's bei Ford nur fünf Arbeitstage *pro Woche*. Auch sind die Arbeiter prozentual am Werke beteiligt.

Da der Abend hereinbricht, müssen wir uns vom faszinierenden Bilde trennen - im Stadt-Innern finden wir im Hotel New Bridge angenehme Zimmer.

Am nächsten Morgen sucht Hans seine Freunde auf, während Mr. Oeljeschläger und ich die Stadt mustern. Wirklich nichts Neues zu sehen, das übliche amerikanische Städtebild - kalt ist's zudem auch, wir schwenken sehr bald wieder ins Hotel ein. Hans und zwei seiner Freunde kommen, auch hier keine Arbeitsaussicht. Wir wollen noch heute unseren Fuß weitersetzen. Vorher dinieren wir modernen Zigeuner in einem erstklassigen Speisehaus - eigentlich das erste Mal, seit wir auf der Walze sind - ich bin in meinen Hosen natürlich eine kleine Sensation - hier im Norden ist man an hiking suits bei Damen nicht so gewöhnt wie im "wildem" Westen. Dann besteigen wir unser braves Rösslein, von dem Hans' Freunde kaum glauben wollen, dass es uns den ganzen Weg getragen. "Auf nach Philadelphia" heißt's Abschied nehmend, schon fauchen wir wiederum dahin durch Flachland, aus dem der Wintersaaten grüne Spitzen lugen. Zur Linken sehen wir die Wellen des Eriesees im Sonnenschein blitzen. In Fremont, einer kleinen Siedlung, treffen wir ein behagliches Camp, "gebratene Austern gab's, aber der wilde Bärenschinken fehlte", und gar bald schiefen wir den Schlaf der Gerechten.

Der 28. April ein trüber, nebliger Tag. Noch einmal führt unser Weg nordöstlich im Bogen um den Eriesee herum. Bei Norwalk biegen wir rein südlich ab nach Toledo, wo wir wieder im freundlichen, von deutschem Geiste beeinflussten Staat Ohio sind. Die Gegend wird hügelig.

Bei East Liverpool kreuzen wir den Ohio - hier ungefähr anmutend wie unsere heimische Elbe bei Dresden, nur dass der Barock Pöppelmanns fehlt - und sind im Staate West Virginia. Oh, West Virginia, so klangvoll und sagenumwoben Dein Name, so fürchterlich schlecht sind Deine Straßen, die in

Pennsylvanien aber noch schlechter werden, da Wegebezeichnungen dort ganz und gar fehlen. Bergauf, bergab geht's auf schmalen Pfaden. Kohlen- und Erzminen, breite Halden, große Fördertürme, hier und da auch ein derrick (Ölhebemaschine), aber alle kleinen Flecken, die wir kreuzen, zeigen elende Holzhütten, blasse Gesichter, von Rauchschwaden durchschwängerte Luft. Gegen Mittag setzt Schneegestöber ein. Vor uns liegt *Pittsburg*, von den Engländern Anno 1758 als französisches Fort erbeutet und nach William Pitt, dem großen, englischen Staatsmann benannt. Pittsburg, auf 27 Hügeln erbaut, ist das komplizierteste Stadtgebilde für den Automobilsport. Eine unerträgliche Kohlen-, Staub- und Rußschicht lagert über der Stadt, man vermag kaum zu atmen. Mir tun von Herzen die Menschen leid, die in dieser Stadt ihr Leben fristen. Meist sind es auch nur Bergarbeiter, und vom sonstigen Wohlstand amerikanischer Städte ist hier nichts zu spüren. Enge, schmutzige, Kohlengas-verpestete Straßen. Kein Wunder, dass hier die Tuberkulose jährlich Hunderte von Opfern fordert. - Bei Nacht jedoch bieten die vielen Hochöfen mit ihren Feuerschloten einen wunderbaren Anblick für den mit der Bahn von Osten kommenden Reisenden.

Mitten in Pittsburg vereinigen sich Allegheny- und Monongahela - River und bilden von hier den Ohio, der sich später in den Missouri ergießt. - Da der William Penn Highway, die direkte Straße nach dem Osten, wegen Ausbesserung versperrt ist, suchen wir mit negativem Erfolg einen Ersatzweg, sodass wir nach zwei Stunden Fahrt im Schneegestöber unvermutet wieder da stehen, wo wir gestartet. Die Stimmung sinkt immer tiefer mit dem Verlöschen des Tageslichtes. Endlich finden wir beim Abenddämmern durch die freundliche Hilfe eines in Pittsburg ansässigen Deutschen den rechten Weg, und hinein geht's auf enggewundenem, schneeüberwehtem Pfad in die Berge Pennsylvaniens. *Johnstown* wird passiert; wir wollen trotz Schneesturm *Altoona* erreichen - da in *Delmont* warnende Zurufe: - die ganzen Hohlwege sind verweht. Hunderte von Autos sind hier zurückgehalten. Man munkelt von Autotrucks, deren Mannschaft in schwerer Gefahr ist. Das ganze Dorf ist von Reisenden überfüllt, und wir müssen froh sein, für 3 Dollars pro Person bei einem Polen ein halbwegs warmes Zimmer - ohne Betten oder sonstige Möbel - ein Dach über dem Kopf für die Nacht zu finden. Den Besitzer, dessen schäbiges Gasthaus wenig Geschäft erkennen ließ, hatte der unverhoffte Glücks-Schneefall veranlasst, sich zu betrinken, sodass er am nächsten Morgen noch nicht nüchtern war.

Frühmorgens windet sich unsere brave Lissy langsam aber stetig durch die vom Schneepflug in der Nacht freigelegten Hohlwege. Jetzt ermessen wir erst die Wucht der Katastrophe. Staatliche Baggertrucks mussten die im Schnee verschütteten Autobusse, Lastkraftwagen usw. herausschaufeln und -heben. Bei *Huntingdon* verfinstert sich erneut der Himmel. Wir sind im heftigsten Schneegestöber und -sturm, sodass wir drei Stunden auf offener Strecke sitzen bleiben (die Kälte!), um endlich abends bei *Mills Creek* in einer Schmiede Unterkunft zu finden. Gesungen hat keiner von uns - nur die Englein hörten wir singen! -

Am 29. April geht's hinein nach *Harrisburg*, der Hauptstadt Pennsylvania's, schön am Ohio gelegen, und weiter über *Reading* nach *Philadelphia*. Schöne, breite Straßen, viel Handel und Wandel hier - wir treffen auf den Lincoln Highway (die Heeresverbindungsstraße von New York nach Washington D.C.). *Broadstreet*, die Hauptstraße Philadelphia's, ist wunderbar angelegt, acht Automobile können beiderseits *nebeneinander* fahren; Mittelpunkt die City Hall, das Rathaus. Wieder die *Broadstreet* entlang, einmündend in die *Roosevelt-Avenue* - durch wunderbare Parkanlagen führend - folgen wir der guten Cementstraße bis zum *Delaware-River* - hier erwachen Lederstrumpf-Erinnerungen - und sind, nachdem wir diesen passiert, in der Hauptstadt des Staates New Jersey, in *Trenton*. Beziehen hier ein gutes Camp, bekommen Besuch von sächsischen Freunden, Familie Hempel. Nach dreitägiger Rast im gastfreundlichen Hause, unsere letzte Autofahrt, 63 Meilen bis New York. Weite grünende Felder und Wiesen, viel Sumpfland und noch mehr Reklametafeln. *Elizabeth*, *Newark*, *Jersey City*, von Rauchscloten und Fabrikessen wimmelnd, werden durchheilt, noch einmal muss Lissy zur Höhe der Jerseyer Palisaden - vor uns liegt unser Wanderziel, die Metropole, in der sich alle Rassen und Nationen treffen und vermischen, liegt die Königin des Ostens: *New York*. Silber blinkt der *Hudson*, mit Kriegs- und Handelsschiffen, kleinen Schleppbooten und Fähren belebt. Die Sonne spielt mit

den Spitzen der Wolkenkratzer. Wir aber tauchen hinab in die Tiefe eines Wunderwerkes, das je von Menschenhand geschaffen, den zwei Meilen langen Hudson tunnel; fast vermag man es nicht zu glauben, dass über uns ungezählte Kubikmeter Wasser dahinfließen, und sind, wieder ans Tageslicht kommend, im Sausen und Brausen, im rast- und restlosen Getriebe unseres Zieles, New York!

(Ende der Reisebeschreibung.)